



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Alteuropa

Schuchhardt, Carl

Berlin [u.a.], 1935

Sechstes Buch. Der nordische Kreis

[urn:nbn:de:hbz:466:1-73160](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-73160)

Sechstes Buch

Der nordische Kreis

Anfänge

Norddeutschland und Skandinavien waren von den verschiedenen Eiszeiten heimgesucht, als in Westeuropa die paläolithische Kultur blühte. Nur wenige und nicht einmal ganz sichere Spuren menschlichen Lebens während der Zwischeniszeiten sind hier bisher aufgetreten, ein paar Feuersteinwerkzeuge von Acheuléenformen in Mecklenburg (Wustrow-Niehagen), eine Haxe aus Rothirschgeweih bei Prenzlau und dergleichen. Erst mit dem endgültigen Rückzuge der Gletscher sehen wir eine volle Kultur erblühen in Feuerstein- und Knochenwerkzeugen, den ersten Tongefäßen und allmählich auch Haus- und Grabbauten.

Woher sind die Siedler gekommen, die sich nun in die frei werdenden neuen Gebiete vorschoben? Wahrscheinlich doch aus den nächstangrenzenden südlichen Landstrichen, also in Nordwestdeutschland vom Niederrhein, dessen Gebiet nie vereist war, und weiter östlich aus den Harzgegenden, aus Thüringen und Sachsen. Diese naturgemäße Annahme wird bestätigt durch mannigfache Beziehungen, die sich gerade anfänglich zwischen den Kulturen südlich und nördlich der alten Eisgrenze kundgeben. Die Messer und Pfeilspitzen aus Feuerstein, die Harpunen, Angelhaken und „Kommandostäbe“ (Kl.-Machnow) aus Knochen oder Horn setzen durchaus das westeuropäische Paläolithikum fort. So alte Keramik, wie die aus den Köfenmöödingern, kennen wir zwar aus Westeuropa bisher gar nicht, aber der Stil der dort nachher auftretenden, mit seinen geschweiften Formen und seiner Ornamentlosigkeit, der Michelsberger „Lederstil“, ist völlig der der Köfenmöödingertöpfe.

Merkwürdigerweise stehen gerade die ältesten Erscheinungen des Nordens, die unbedingt Beziehungen zum Westen haben, für unser heutiges Auge isoliert, so daß man zweifeln könnte, auf welchem Wege sie je mit Frankreich oder England verbunden gewesen sein sollen. Es ist aber zu bedenken, daß gleich nach der letzten Eiszeit starke Küstenveränderungen an der Nord- und Ostsee vor sich gegangen sind, daß zeitweise Schleswig-Holstein und Mecklenburg über Dänemark mit Schweden zusammengehangen und damals auch Holland sich weit über seinen heutigen Saum in die Nordsee vorgestreckt hat, und daß dann wieder eine Land-

senkung erfolgt ist, die dem Meere zu seinem heutigen Herrschaftsbereiche verhalf. Zur Zeit jener großen Landausdehnung müssen schon die ersten Einwirkungen an der Küste entlang nach dem Norden gelangt sein, so daß die Zwischenglieder nun mit dem versunkenen Lande im Meere begraben liegen.

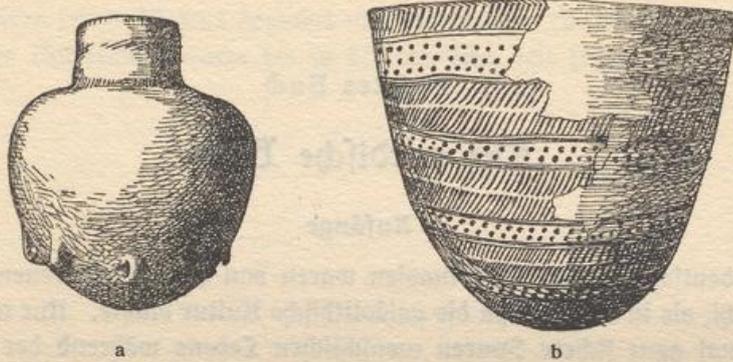


Abb. 69. a Amphora aus Rügen. Berliner Museum. $\frac{1}{6}$. b Kübel aus Sinnland. Nach Hackmann. $\frac{1}{9}$.

So wird sich eine eigenartige Kultur erklären, die im mittleren Norwegen und Schweden, in Finnland und in Ostpreußen auftritt, und die man die arktische Steinzeit nennt ¹⁾. Sie führt Speerspitzen und gebogene Messer aus Schiefer und spitznackige Beile aus Grünstein. Die Speerspitzen sind häufig verziert mit Motiven, die schon im französischen Magdalénien beliebt waren; vor allem das Zickzackband kehrt immer wieder. In der Keramik herrscht der westeuropäische Ledernapf mit Zonenverzierung in sehr großem Format, hier „Kammeramik“ genannt, und daneben die oben eingeschnürte Amphora mit Schnurösen um den Unterteil (Abb. 69 b a). Bei Wisflauten (Crang) am Kurischen Haff ist ein neolithisches Höckergrab gefunden mit der charakteristischen westlichen Armschutzplatte darin (Preussia-Museum). Gewiß dürfen auch die merkwürdigen Hufeisenhäuser von Meinsdorf b. Plön (unten Abb. 72) unter den westeuropäischen Einfluß gerechnet werden. Besonders auffällig sind, weil sonst im nordischen Kreise ganz unerhört, die häufigen Tier- und Menschendarstellungen. Rentiere sind in den Fels gemeißelt, Bären, Pferde, Elche aus Bernstein und Schiefer geschnitten. Von diesen auch im deutschen Osten auftretenden Bernsteinfiguren ist das große Pferd aus Woldenberg (Neumark) eines der besten Stücke und daneben der große Eber von Driesen (Abb. 70 a b), beide im Berliner Museum. Es kommen auch primitive Menschenfiguren vor und noch die Vorstufen dazu, Formen wie die thessalischen und einfachsten trojanischen Idole (oben Abb. 48—50). Noch in der Bronzezeit hat im Norden diese alte westische Bildfreudigkeit fortgelebt in den vielen Fels-

¹⁾ Das hat zuerst Kossinna (Mannus I 1909) richtig erkannt, während man vorher diese Kultur den Lappen zuschreiben oder sie aus Rußland herleiten wollte.

Grabbau

zeichnungen von Bohuslän, die sich mit Schiffahrt, Kriegstaten, Ackerbau beschäftigen.

Erst nach und nach macht sich der Norden selbständig, indem er sich auf die eigenartigen Bedingungen seiner Natur besinnt, und es ist dann eine bestimmte Grenze zwischen dem nordischen und dem westeuropäischen Kreise erkennbar. Sie läuft von der Zuidersee durch die Provinz Overijssel auf Münster zu und markiert sich sowohl in den Grabanlagen wie in den Geräten und der Keramik¹⁾.

Grabbau

Die großen Steingräber (Megalithgräber, Hünenbetten) des Nordens zeigen im ganzen einen einheitlichen Typus, wenn auch im einzelnen Zeit und Raum sie zu dieser oder jener Sonderentwicklung geführt haben. Sie sind Aufbauten auf dem natürlichen Boden. Aus gespaltenen Findlingen sind die Wände einer rechteckigen Kammer errichtet, flache Decksteine aufgelegt und ein Hügel darübergeschüttet. Die älteren Gräber sind kleine Kammern, die höchstens zehn Leichen bargen, ohne Zugang, mit einem runden Hügel darüber (Dolmen), die jüngeren große Kammern, die bis zu 100 Leichen enthalten und einen seitlichen Ausgang haben, das Ganze überdeckt von einem langrechteckigen Hügel von gelegentlich 100 und mehr Metern Länge (Langbetten oder Ganggräber). Zuweilen sind in einem solchen langen Hügel auch mehrere Kammern eingebaut, und wo sich etwa gar keine finden will, ist damit zu rechnen, daß sie aus Holz hergestellt war und vergangen ist. So fand ich es in deutlichen Spuren in dem Langbett von Tofterglope bei Hijaeder. Die alte Form und Bedeutung der Anlagen tritt am klarsten zutage in den schön erhaltenen vier Hünenbetten bei Grundoldendorf, Kreis Stade (Abb. 71 a). Hier zeigte sich bei meiner Ausgrabung 1905, daß die Steine der Umhegung, die gewöhnlich als Bannkreis des Grabes aufgefaßt werden, ursprünglich als Stützwand den Hügel umgeben haben. Denn diejenigen von ihnen, die frühzeitig umgefallen sind, liegen mit ihrer flachen Frontseite auf der alten Bodenfläche (s. den Durchschnitt Abb. 71 c). Was sich von der Hügelmasse über sie gelegt hat, ist erst nachher, als die ganze Stützwand sich lockerte, durch die Lücken herausgeflossen. Aus der Kammer führte ein Gang zu der Umhegung. Er war gebaut, wie die Kammer selbst, mit Trag- und Decksteinen und Pflaster. Wo er auf die Umhegung stieß, wurde er von einem ihrer Steine verschlossen. So konnte man durch Wegwälzung dieses einen Steines sich jederzeit ebenen Zutritt zu der Kammer verschaffen und sie leicht zu neuen Bestattungen benutzen. Zur Erklärung des langgestreckten Hügels aber ergaben sich bei Grundoldendorf ebenfalls wichtige neue Anhalte. Man hatte ihn bisher als bloßen Schutz der Grabkammer betrachtet. Dann wäre aber die langgestreckte

¹⁾ Nils Aberg, Die Steinzeit in den Niederlanden 1916, S. 6.

Form von 50: 10 oder 12 m über nur einer Kammer, wie sie in Grundoldendorf viermal auftritt, nicht zu verstehen. Die Ausgrabung in diesem Hügel stieß nun, an den verschiedensten Stellen, auf ein Pflaster von etwa 2: 1 m Fläche,

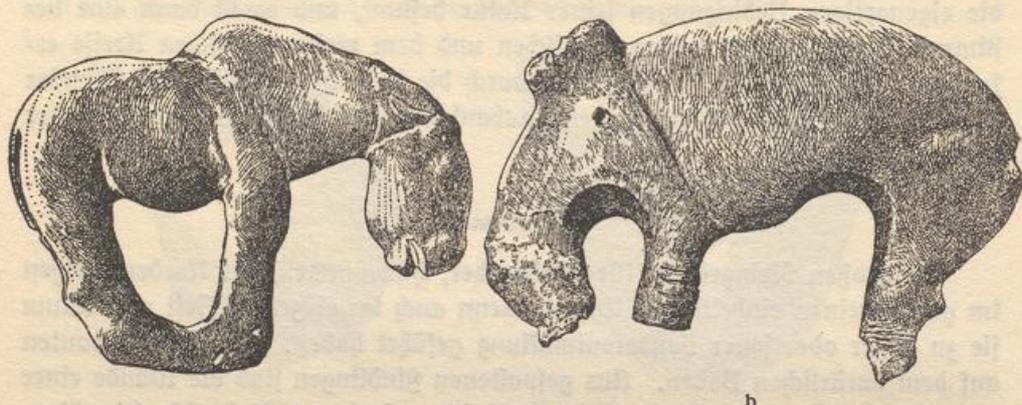


Abb. 70. Bernstein-Tiere. a Pferd von Woldenberg (Neumark).
b Eber von Driesen. Beide $\frac{1}{2}$.

wie hergerichtet zur Bettung einer Leiche. Ähnliches ist auch früher gelegentlich in Dänemark (Nysted, Laaland)¹⁾ und beim Sieverner Bülzenbett beobachtet worden. Diese Pflaster, obgleich auf ihnen in der Regel gar nichts, nur hier und da ein Feuersteingerät gefunden wird, haben offenbar einfache Bestattungen getragen, und damit erklärt sich die ganze Form der Langgräber. Die Steinkammer war das Mausoleum für eine vornehme Familie, der übrige Hügel für die gewöhnlichen Sterblichen ihres Anhanges bestimmt. Von den Anlagen in Grundoldendorf reichte scheinbar jede für eine Generation. Die folgende legte ein neues Grabfeld in der Linie des ersten an und die dritte und vierte wieder eines. Der einfache Plan dieses Grabfeldes zeigt die Selbsthaftigkeit eines vornehmen Geschlechts und, wie man weiter sagen möchte, eines Gutsherrn. Für sich und seine Familie baute er jedesmal die Grabkammer, für das Gesinde den langen Hügel, in dem die einzelnen Gräfte besonders eingeschachtet und am Boden mit einem Steinpflaster versehen wurden, — genau wie noch heute die Vornehmen sich von den Gewöhnlichen zu unterscheiden pflegen.

In unserer Abb. 71 ist neben dem Gesamtplan und einem Schnitte von Grundoldendorf der Spezialplan eines Grabes von Sidmühlen bei Geestemünde wiedergegeben, weil hier manche Einzelheiten besser erhalten sind als in Grundoldendorf. Man sieht, wie die Steine, die den rechteckigen Rahmen des Hügels bilden, immer ihre glatten Spaltflächen nach außen und ihren runden Rücken gegen den Hügel kehren, wie der Eingang zur Grabkammer den Hügel durchschneidet und an dessen Front leicht durch einen Stein geschlossen werden kann.

¹⁾ Aarbøger 1881, S. 336 Abb. 24 (H. Petersen): auch einfaches Pflaster von 2:1 m.

Grabbau

In einem Falle, bei Tosterglope, Kreis Bleckede, fand ich, wie schon vorhin bemerkt, in einem sehr langen Hünenbett statt der steinernen die deutlichen Reste einer Holzkammer mit scharf sich abzeichnenden Wänden. Sie enthielt das ver-

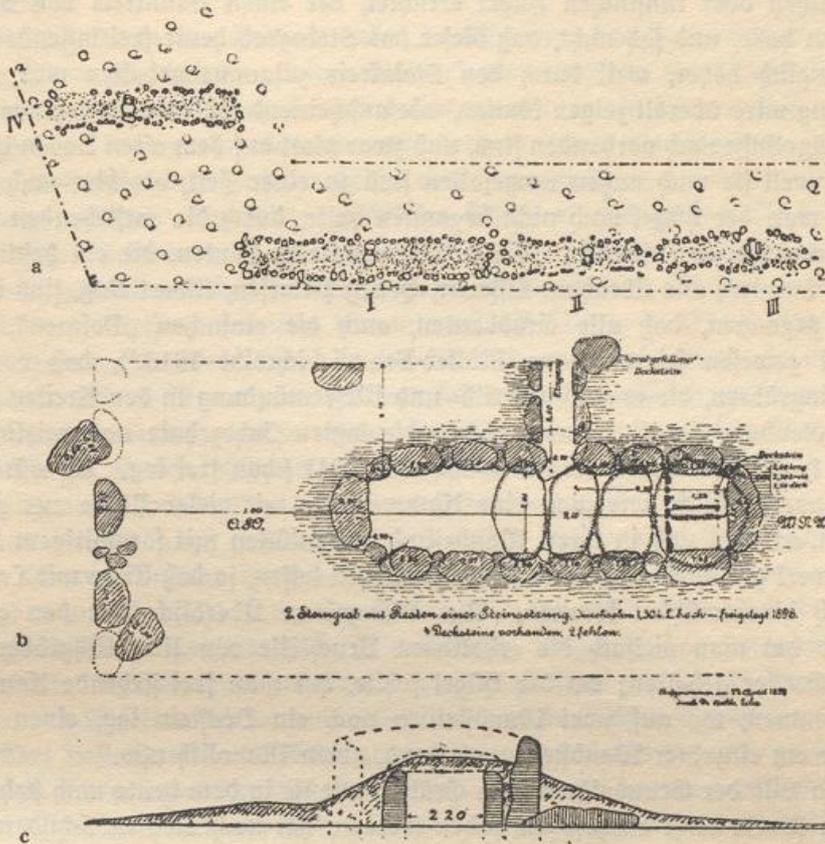


Abb. 71. a Plan der Steingräber bei Grundoldendorf, Kr. Stade. 1:1700
 b Steingrab bei Siedmühlen b. Bederkesa, nach Dr. Bohl's. 1:200
 c Durchschnitt durch Kammer und Hügel bei Daudief. 1:200.

moderte Skelett mit einem rundbauchigen Krüge und einigen Gefäßbruchstücken. In Mecklenburg hat Belz im ganzen 14 Hünenbetten aufgegraben, in denen die Steinkammer fehlte, dafür aber der ganze Hügel für Bestattungen in Anspruch genommen war. „Der Inhalt ist sehr ärmlich, die Leiche meist spurlos ver- gangen. Wo Inhalt vorhanden ist, ist er wie bei den Steinkammern“¹⁾. Ent- weder war in diesen Anlagen das Hauptgrab auch in Holz gebaut oder sie waren Anlagen nur für gewöhnliche Sterbliche.

Von einem Hügel überdeckt waren die nordischen Steingräber sämtlich, ebenso wie die in Frankreich und in Nordafrika. Daß das von manchen Forschern

¹⁾ Belz, *Altertümer Mecklenburg-Schwerins* 1910, S. 96.

(Montelius, Sophus Müller) bisher verkannt ist, kommt daher, daß man die Bauart der ganzen Anlage, so wie sie bei Grundoldendorf zum ersten Male sich ergab, nicht verstanden hatte. Man glaubte die kleinen „Dolmen“ auf einem natürlichen oder künstlichen Hügel errichtet, der einen Bannkreis von Steinen erhalten habe, und sah nicht, daß dieser das Steingrab heute frei lassende Hügel ursprünglich höher, weil durch den Steinkreis zusammengehalten war. Eine Grabung wird überall zeigen können, wie anscheinend fehlende Kreissteine unter dem HügelFuße noch vorhanden sind, und zwar platt auf dem alten Boden liegend (71 c), weil sie nach außen umgefallen sind zu einer Zeit, als hier noch ebene Fläche war, der Hügel noch nicht begonnen hatte, durch die entstehenden Steinlücken auseinanderzufließen. Die Erfahrungen von Leuten, die ein bestimmtes Gebiet kannten, wie Abraham Lissauer, Henry Petersen, Albert Voß, sind immer dahin gegangen, daß alle Grabbauten, auch die einfachen „Dolmen“, übersüttet gewesen seien. Hans Müller-Brauel schreibt 1910¹⁾, daß von den 56 Steingräbern, die er zwischen Elb- und Wesermündung in den Kreisen Zeven und Rotenburg kennt, 55 noch bis in die letzten Jahrzehnte nachweislich von einem Hügel überdeckt waren und nur eins 1841 schon frei lag. Es wäre auch ganz unverständlich, wie man eine Kammer, die mit vieler Mühe aus großen Steinen errichtet und in ihren Wand- und Deckenlücken mit sorgfältigem Lehm-mauerwerk gedichtet war, dann frei hätte stehen lassen, so daß Tiere mit Leichtigkeit sich hineinwühlen konnten. Aus Mangel an Überblick über den ganzen Bestand hat man vielfach die erhaltenen Bruchteile von Megalithgräbern für ganze Gräber gehalten; wo der Hügel fehlte, hat man frei stehende Kammern angenommen, wo auf zwei Wandsteinen noch ein Deckstein lag, einen Altar, wo nur ein einzelner Wandstein noch stand, einen Monolith usw.

Ein Bild der Grundoldendorfer Gräber, wie sie in dem heute noch stehenden schönen Walde einst ausgesehen haben werden, hat nach meinen Schilderungen Maler Bollacher entworfen (oben Taf. I).

Mit seiner wiedergewonnenen alten Form wird nun aber solch ein Hünenbett den Vorgängern der Dolmen im Westen, den künstlichen Grotten, sehr ähnlich; es wirkt wie ein Felsblock, in den die Grabhöhle hineingearbeitet ist²⁾. Auf dem norddeutschen Sandboden, wo man es so leicht hatte, seine Toten in eine einfache Bodenausschachtung zu betten, und das tatsächlich auch in der Köfenmöddingerstufe, wie später vielfach, getan hat, kann der künstliche und beschwerliche Aufbau der Megalithgräber nicht wohl seinen Ursprung genommen haben, sondern er wird fremdem Vorbilde nachgeahmt sein.

Verbreitet sind die Megalithgräber im norddeutschen Flachlande, soweit

¹⁾ Prähist. Ztschr. II, S. 214.

²⁾ Soviele ich sehe, hat Holwerda jun. diesen Gedanken zuerst ausgesprochen (Die Niederlande in der Vorgeschichte Europas 1915, S. 6 ff.) und hauptsächlich aus ihm dann gefolgert, daß auch die Bevölkerung des steinzeitlichen Holland aus Frankreich stamme.

die nordischen Geschiebeblöcke sich finden, von Holland im Westen bis zur Weichsel im Osten; besonders stark vertreten im Oldenburgischen und in der Altmark. Sodann finden sie sich in ganz Dänemark und in Südschweden, in Norwegen gar nicht.

Die Funde in den Gräbern haben in Dänemark den Hauptanhalt gegeben für die Erkenntnis, daß die „kleinen Stuben“, die von einem Rundhügel überdeckt nur für eine oder ein paar Leichen bestimmt waren, die älteren sind und die „Ganggräber“ mit großer Kammer und langem Hügel die jüngeren. In den kleinen Stuben werden bei jeder Leiche eine Steinaxt (Gebrauchsbeil), und zwar dünnnagig und auf allen Seiten geschliffen (75 a), ein Schlachtbeil (75 k, l) und von Gefäßen besonders die hauchige Flasche (Abb. 69 a) und die Kragenflasche (XXIV 2) gefunden. Erst in den jüngeren Gräbern, den „Riesenstuben“, tritt die reicher in Tiefstich verzierte Keramik auf (XXIV 1, 3, 4) und eine Menge von Beigaben. In Deutschland fehlen die kleinen Steinkammern in manchen Gegenden, und es ist ein zeitlicher und kultureller Unterschied zwischen kleinen und großen Kammern nicht zu machen¹⁾. Sie enthalten in gleicher Weise Äxte, Keile, Meißel, Bernsteinschmuck und Tongefäße mit Essen und Trinken.

Leichenreste sind in Norddeutschland selten in den Gräbern gefunden, daher hat man hier so lange geschwankt, ob sie nicht Altäre oder Opfertische seien. Erst in Dänemark ist der Beweis, daß sie sämtlich Gräber sind, erbracht worden. Sie haben unverbrannte Leichen enthalten, die, wenn sie nicht durch besonders günstige Umstände geschützt sind, so vollständig vergehen, daß kaum ein Zahn übrigbleibt. In Dänemark sind aber Kammern geöffnet worden, in denen ganze Haufen von Skeletten sich fanden. Mehrfach war deutlich, wie man die Knochen der früher Bestatteten in die Ecken gefehrt hatte, um Raum für neue zu schaffen. So haben sich gelegentlich 70, ja 100 Leichen in den Kammern gefunden. Sie waren fast ausnahmslos in gestreckter Rückenlage beigesezt — daher haben die Kammern auch immer die normale Breite von 1,70—2 m; nur in ganz vereinzelt Fällen sind in Dänemark hochende Skelette beobachtet.

Auf die Megalithgräber mit ihren beiden Formen, den kleinen Dolmen und den großen Ganggräbern, folgt fast überall eine einfachere Grabart: die große Steinkiste, die gewöhnlich in den Boden eingetieft ist und nur zuweilen noch einen flachen Hügel über sich hat. Sie ist wohl entstanden aus den einfachen Grüften, die es, wie oben erwähnt, in den Hügeln der Steingräber gab und die auch abseits solcher Steingräberhügel im flachen Boden neuerdings festgestellt sind²⁾. Man braucht diese Gräfte nur mit Platten zu verkleiden und zu überdecken, um die Steinkiste zu erhalten, die nun auch von den Vornehmen den kostspieligen oberirdischen Mausoleen vorgezogen wird. Die Steinkiste ist

¹⁾ Vgl. z. B. Belz, *Altertümer Mecklenburgs*, S. 95.

²⁾ Durch Cassau bei Stade seit 1933.

niedriger und schmaler als die alte Kammer. Die größten haben 6—9 m Länge bei 1—1,50 m Breite und 0,75—1,50 m Höhe. In ihnen sind die Leichen oft ebenso gehäuft und beiseite geschoben wie in den Megalithkammern. Den Zugang verschaffte man sich dabei immer durch Abnehmen von Decksteinen. Öfter ist in dem Stein einer Schmalseite ein kopfgroßes rundes Loch angebracht, das man das Seelenloch nennt, weil es kaum eine andere Bedeutung haben kann, als daß dadurch die Seele bequem aus- und eingehen sollte. Diese Eigentümlichkeit findet sich aber nur im westlichen Teile der Megalithkultur, entsprechend ihrem Zusammenhange mit dem westeuropäischen Seelenglauben. Auch in den Steinkisten sind die Toten noch unverbrannt beigeseht worden. Unter den Beigaben sind typisch Feuersteindolch und Speerspitze, die früher noch nicht vorkommen. Die Steinkisten haben ziemlich dieselbe Verbreitung wie die Ganggräber; außer in Skandinavien und Norddeutschland finden sie sich in Frankreich und England, im fernen Osten auch im Kaukasus und in Indien. Unsere Taf. XXV zeigt ein schönes Beispiel von Züschen westlich Srijlar, das Böhlau 1898 veröffentlicht hat, mit einem „Seelenloch“.

Eine ganz neue Grabform, der Hügel mit Einzelgrab, der sich schon in der letzten Zeit der Megalithgräber zwischen diese hineinschiebt, stammt aus dem Thüringischen Kulturkreise und wird in dessen Rahmen weiter unten nach seiner weitgreifenden Bedeutung gewürdigt werden.

Hausbau

Über den Hausbau der Steinzeit haben wir im Norden erst in den letzten Jahrzehnten einige Aufklärung bekommen. Die alte Auffassung, daß der Rundbau überall die älteste Form sei, hat dadurch eine interessante Beleuchtung erfahren. Wie die Wohnräume der mesolithischen Pfahlbauten im dänischen Maglemose ausgesehen haben oder die rein neolithischen Pfahlbauten im schwedischen Alvastra¹⁾, haben die Ausgrabungen leider nicht ergeben. Es haben sich aber bei Pfahlbauten noch nie andere als viereckige Grundrisse gefunden, wie das Langholz sie eben mit sich bringt, und so werden sie auch an diesen alt-nordischen Plätzen nicht anders gewesen sein.

Eine interessante Sonderstellung nehmen die Häuser ein, die 1907 in der Nähe von Plön bei Meinsdorf aufgedeckt sind. Ihrer vier kamen zutage, alle von gleicher Art. In Hufeisenform umzieht eine 1 m dicke Fundamentmauer einen Innenraum von 2—3 m lichter Weite. Vor der Öffnung des Hufeisens liegt ein großer rundlicher Herd von 1—2 m Durchmesser. Die Mauer besteht aus Lehm und geschlagenem Feuerstein. Der Innenraum senkt sich vom Eingange aus bis zu etwa $\frac{1}{2}$ m. Der Fußboden ist mit kleinen Steinen belegt. In der Mitte oder weiter nach hinten liegt ein großer Stein oder ist ein Aufbau

¹⁾ Frödin, Mannus 1910, S. 109 ff.

von Steinen errichtet, der offenbar als Tisch gedient hat. Gefunden ist in den Häuschen nur wenig, einfach verzierte Tonscherben und Steingeräte, unter denen dünnackige Ärte auf die frühere neolithische Periode, die der Dolmen, weisen.

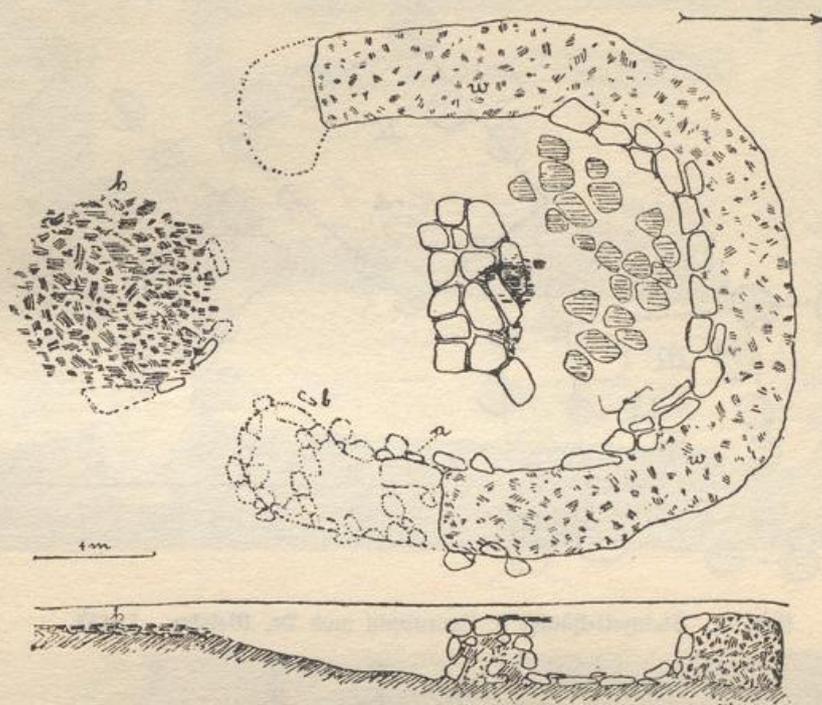


Abb. 72. Haus II von Meinsdorf bei Plön. Grundriß und Querschnitt 1:75.
Nach Knorr.

Da die Fundplätze im Acker liegen, sind nur die Fundamentmauern bis zu $\frac{1}{2}$ m Höhe erhalten, alles Weitere ist wegrasiert.

Der Oberbau des Hauses ist also nicht gegeben. Daß er aber nur aus Flechtwerk oder Schilf bestanden habe, glaube ich nicht. Die enorme Stärke der Mauer von 1 m im Verhältnis zu dem nur 2—3 m messenden Innenraum spricht entschieden dafür, daß die Mauer ein Kuppeldach und in diesem Falle wohl aus Lehm getragen hat. Ganz dieselben Maßverhältnisse haben die heutigen runden Schutzhütten in Frankreich mit falschem Gewölbe (oben Taf. XIII). Häuser von gleichem halbrunden oder hufeisenförmigen Grundriß mit Halbkuppel in Lehm darüber gibt es auch in Ägypten im alten Reiche. Die Häuser von Meinsdorf stehen somit, wie so vieles andere zu Beginn des Neolithikums im Norden, unter dem Einflusse Westeuropas.

Auch der Herd vor der Haustür erscheint nicht nordisch, sondern der Sitte eines milderen Klimas entnommen. Für das nordische Haus ist gerade die Einbeziehung des Herdes unter das Dach besonders bemerkenswert.

Der nordische Kreis

Möglicherweise sind manche „Wohngruben“, wie sie sich in Skandinavien gefunden haben, wie einige auch Holwerda auf der Huneschans am Uddeler Meere freigelegt hat, rundliche oder ovale Einbettungen, bei denen Wand=

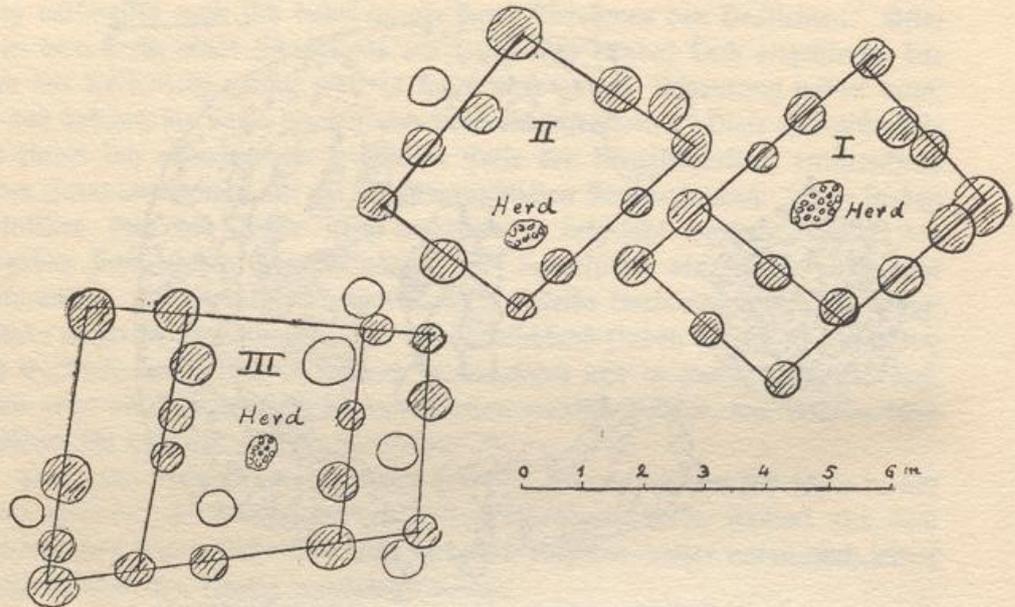


Abb. 73. Steinzeit-Häuser b. Neuruppin nach Dr. Weister. 1:133.

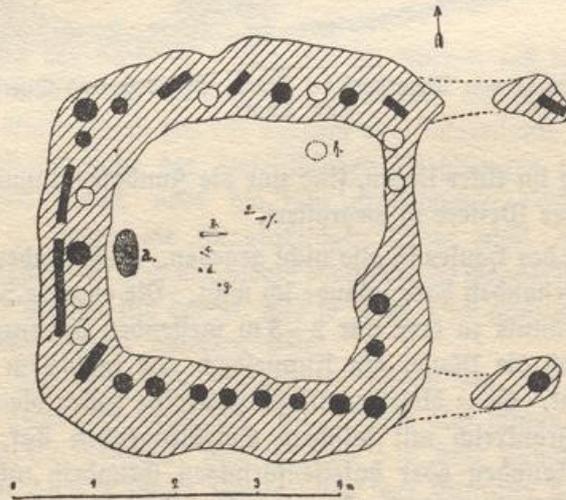
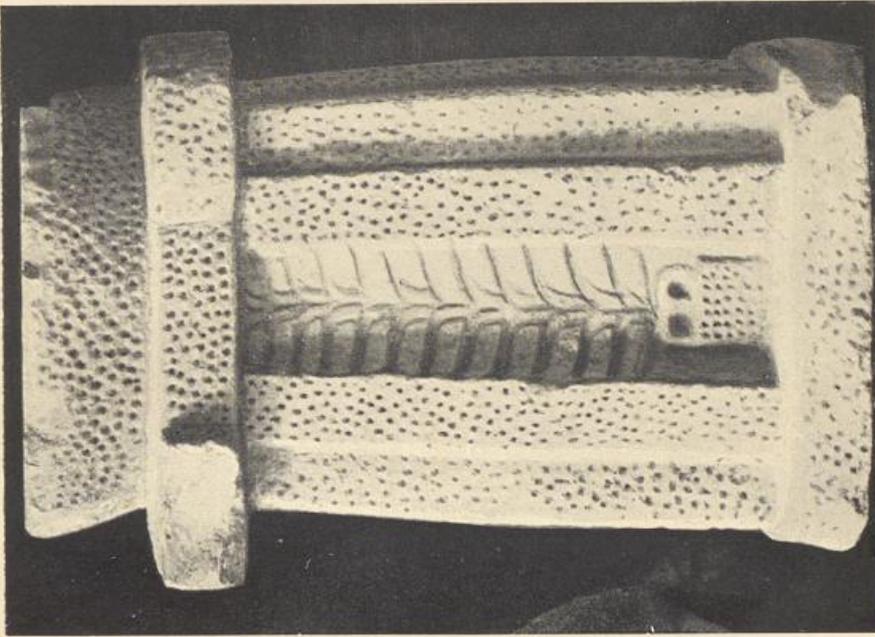


Abb. 74. Haus von Baven, Lüneburger Heide.
Nach Piester. 1:100

spuren nicht beobachtet wurden, ähnlich überdacht gewesen. Was aber sonst an bestimmten Bauformen sich bisher gezeigt hat — es ist leider noch recht wenig —, stellt ein rechteckiges Pfostenhaus auf ebenem Boden dar mit dem Herde im Innern.



2

Altar aus Hagiar Kim



1

Gewölbe-Ansatz in der Mnaidra

Malta

Tafel XIX



Kultnischen und Grabnischen in der Mnaidra auf Malta.

Geräte

Ein solches ist bei Trebus, Kreis Lebus ¹⁾ sowie 1913 am Göttiner See bei Töplitz zutage gekommen. Das sind beidemal einräumige Gebäude mit eingeschlossenem Herde. Dann sind 1924 aber bei Neuruppin drei steinzeitliche Grundrisse freigelegt worden, von denen einer einräumig ist, der zweite die für das nordische Haus später so charakteristische Vorhalle und der dritte sogar eine Vor- und eine Hinterhalle ²⁾ besitzt. Gebaut sind diese Häuser aus großen Pfosten, deren Standspuren sich im Boden erhalten, mit geflochtenen und mit Lehm verstrichenen Wänden. Als Dach haben wir uns einen hohen Giebel zu denken aus Schilf oder Stroh (Abb. 73). Das beste Beispiel eines mit Pfosten gebauten Vorhallenhauses ist aber 1933 mitten in der Lüneburger Heide bei Baven nächst Hermannsburg von Dr. Piesker freigelegt worden. Die Pfostenreihen sind lückenlos deutlich, der große Herdstein liegt im Hintergrunde des Saales. Nach den Begleitfunden gehört das Haus der frühesten Bronzezeit, wenn nicht noch der Steinzeit an. (Abb. 74).

Geräte

Unter den aus Gräbern und Häusern gehobenen Kleinfunden sind es besonders die Beile und die Tongefäße, die uns über den Stand, die Entwicklung und die Beziehungen des nordischen Kreises Auskunft geben.

Im Übergang von Campigny und Ertebölle hatte der Westen wie der Norden zwei Beilformen, das Kernbeil (Piaße) und den Spalter (Abb. 15 a, c). Die Piaße ist für den Westen die Urmutter für die Folgeentwicklung geworden, der Spalter für den Norden. Aus der Piaße hat sich das spitznackige, geschliffene und auf seinen Breitseiten hochgewölbte westeuropäische Beil entwickelt (Abb. 20 a), aus dem Spalter im Norden erst das dünnnackige und dann das dicknackige Beil mit flachgeschliffener Breit- und meist behaunter Schmalseite, von rein rechteckigem Querschnitt. In den kleinen Dolmen findet sich nur erst das dünnnackige Beil, in den großen Ganggräbern herrscht das dicknackige (Abb. 75 a, b). Diese beiden Beilformen sind aus Feuerstein und waren ebenso wie das westeuropäische Spitzbeil geschäftet, indem sie durch das Loch eines Knochens oder Wurzelastes gesteckt wurden. Daneben treten von der Ganggräberzeit an durchlochte dicke Beile auf, die, weil man Feuerstein nicht bohren kann, aus anderem Gestein bestehen, Granit, Grauwacke, Grünstein u. dgl. (Abb. 75 g—l).

Sie haben zeitlich und landschaftlich die verschiedensten Formen entwickelt. Bald sind sie „Beilhämmer“ (g) mit einer Schneide an der einen, einem glatten Ende an der anderen Seite, bald „doppelschneidig“, bald haben sie eine „Bootform“ (i), bald sind sie „nackengebogen“, bald „Tüllenbeile“ (h). Verfolgt man genau, wie die Formen sich entwickelt und verbreitet haben, so ergeben sich mannigfache Aufklärungen über die Kulturbewegung im nordischen Kreise. Die nacken-

¹⁾ Kiebusch, Prähist. Ztschr. V (1913), S. 356.

²⁾ Aufgedeckt von Dr. Weisker in Neuruppin, noch unpubliziert.

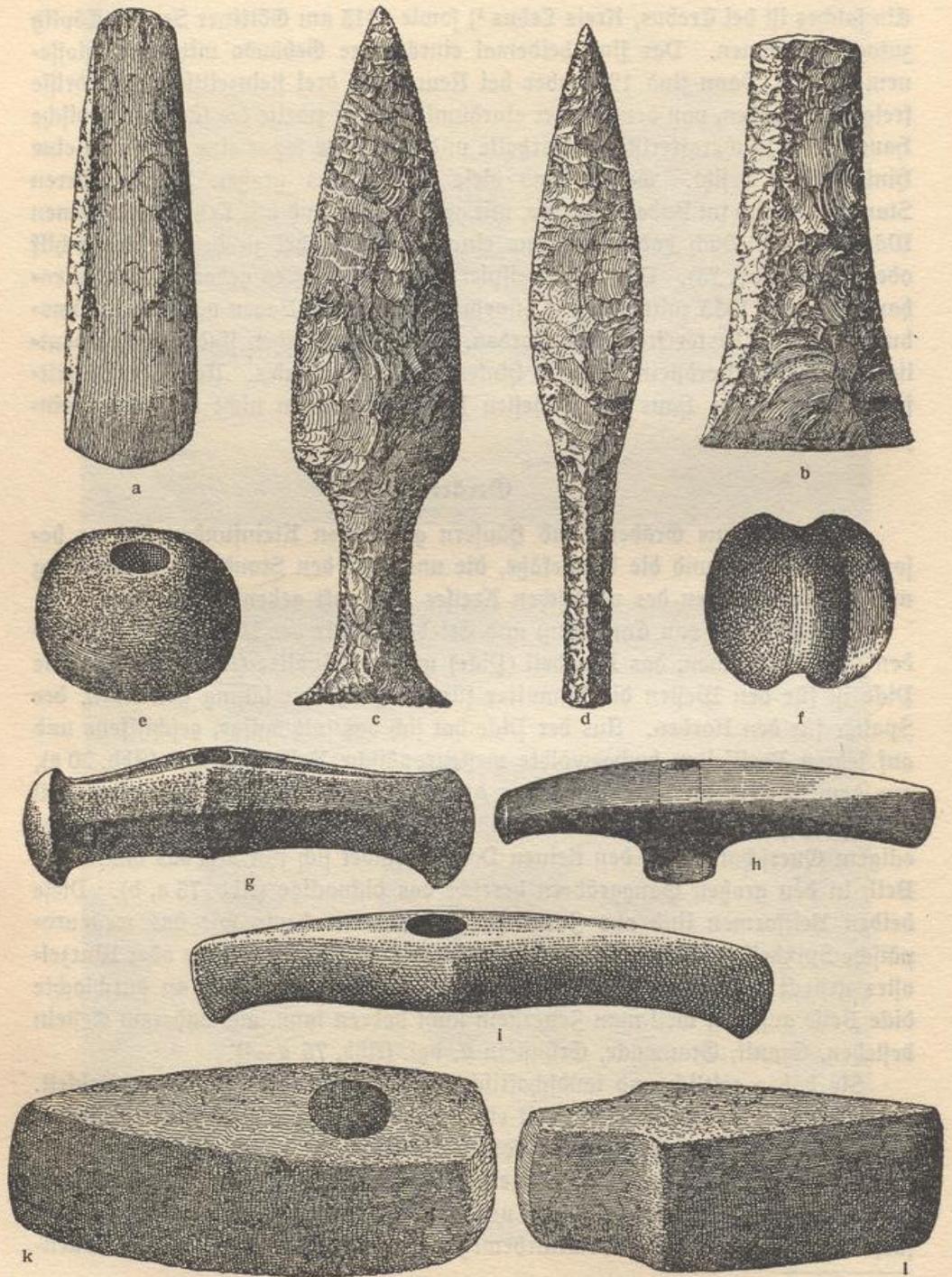


Abb. 75. Nordische Waffen, Werkzeuge und Schmucksachen aus Stein.
Nach Soph. Müller. a $\frac{1}{2}$, alle anderen $\frac{1}{3}$.

Megalithkeramik

gebogene Art z. B. hat ihren Ausgangspunkt und Mittelpunkt im Hannover-
schen gehabt und sich von da aus nach dem Norden und Nordosten verbreitet¹⁾.

In den kleinen und großen Megalithgräbern findet sich noch kein Dolch und
keine Speerspitze. Sie kommen erst in den Steinkisten. Der Dolch ist mit dem
Griff aus einem Stück gearbeitet, wobei wir uns zu denken haben, daß der Griff
durch Lederumwicklung handlich gemacht wurde (c). Die Verzierung von
späteren Bronzestücken beweist solche Vorrichtung. Die Speerspitze ähnelt dem
alten Lorbeerblatt des Solutréen (d). Sie war mit ihrem derberen Ende an den
Schaft gebunden, wie heute die Speerspitzen der Südsee-Insulaner. Abb. 75 e f
sind Keulenköpfe, der eine mit Loch zum Aufstecken, der andere mit Rille zum
Anbinden an den Stiel.

Megalithkeramik

Von großer Bedeutung ist die neolithische Keramik des nordischen Kreises.
Da sie ganz primitiv ist, uns aus erster Hand geboten wird, zeigt sie aufs klarste,
wie überhaupt Formen und Verzierungen naturgemäß entstehen, und kann heu-
tigen Ästhetikern, die solche Dinge auf göttlich-künstlerische Eingebung zurück-
führen möchten, nützlich zu denken geben. Sie zeigt aber auch dem Historiker mit
ihrem festen kernigen Stile den Weg, den eine der wichtigsten europäischen Ent-
wicklungen von unserem nordischen Kreise aus genommen hat. „In den Form-
systemen, die wir Stile nennen, charakterisieren sich für uns Zeiten und Völker“,
hat Heinrich Wölfflin einmal gesagt. Das Wort gilt um so stärker von der Prä-
historie, weil wir hier keine andere Charakteristik als die künstlerischen Formen
haben, keinerlei schriftliche Überlieferung daneben, und es gilt in besonderem
Maße von der neolithischen Keramik, weil sie ihren Stil sehr ausdrucksvoll ent-
wickelt hat.

Das Älteste zeigt wieder, wie wir es nun schon bei den Gräbern, den Häusern,
den Beilen gesehen haben, die Schule des Westens. In den kleinen Dolmen
finden sich nur langhalsige bauchige Flaschen und „Kragenflaschen“ (Abb. 69a,
Taf. XXIV 2), beide fast ohne Ornament. Die Kragenflasche geht deutlich auf
das Vorbild des Flaschenkürbis zurück, ihren Kragen hat sie zum Tropfenfang
bekommen. Die andere größere Flasche ist die Übersetzung des Kürbis in Leder,
die nächste Verwandte der entwickeltsten Michelsberger Formen (oben Taf. XII f.).
Diese Krugflasche ohne Henkel, ohne Standfläche, meist auch ohne Verzierung,
hat sich nur in Dänemark, Mecklenburg, Rügen gefunden, auch hier in frühneo-
lithischer Umgebung. Bei Abb. 69a sind die Schnurösen um den untersten Teil
des Gefäßes noch ebenso vorhanden, wie sie — weggebrochen — bei der Michels-
berger Amphora oben XII g zu erkennen sind. Die Kragenflasche geht auch in
die jüngere Megalithkultur hinein und hat sich weit nach dem Osten bis nach

¹⁾ Nils Åberg, Prähist. Ztschr. 1916, S. 100 ff.

Polen und Schlesien hin verbreitet, immer als sicheres Zeichen nordischen Einflusses.

Die Blüte der Megalithkeramik liegt in der Periode der großen Ganggräber, und ihr reichstes Material haben die Grabungen des Grafen Münster-Langelage im Osnabrückischen zu Beginn des 19. Jahrhunderts¹⁾ sowie die neuerlichen von J. H. Holwerda in Holland zutage gefördert. Mit auffallend wenig Formen kommt diese Keramik aus. Eine Schale und ein zylindrischer Becher (XXIV 1) mit allen Zwischenstufen von flacher zu steiler Wandung sind das eine; das andere ein großer Eimer (XXIV 4) und ein Napf (XXIV 3) mit eckiger Schulter und einem tüchtigen Henkel, das ist eigentlich alles. Das Kragenfläschchen tritt sehr spärlich auf, und eine größere Flasche oder Amphora fehlt. Für eine Urne liegt noch kein Bedürfnis vor, da reine Bestattung herrscht.

Prüfen wir nun die wenigen vorhandenen Formen auf ihre Entstehung, so ergibt sich ein interessantes Bild. Als Nährboden erscheint wieder die ältere westeuropäische Kultur. Unter den Schalen befinden sich halbflugelige Exemplare mit einem untergelegten Boden, die ihre Abstammung vom Kürbis nicht verleugnen können. Die große Masse dieser Gefäße hat dann aber eine straffe Wandung erhalten, weil an die Stelle des Kürbisvorbildes die Korbschale getreten war. Der zylindrische Becher, der in der Megalithkeramik zuerst, und nicht selten, auftritt (XXIV 1), um dann seine Form auf alle Folgezeiten, bis auf den modernen Bierstoppfen fortzuerben, ist die einzige durch Holzverwendung entstandene Gefäßform. Es ist der ausgehöhlte Abschnitt eines Baumstammes, etwa der Birke. „Berkelmeier“ heißen noch im Mittelalter die aus einem Stück Holz hergestellten großen Trinktöpfe.

Die Gefäße mit scharf absetzender Schulter, wie der Napf und der Eimer (XXIV 3, 4), gehen vielleicht auch auf Westeuropa zurück, auf die eingeschnürten Formen des Tulpenbeckers und der Amphora (oben XII d, f). Das Wesentliche ihrer Form verdanken sie aber dem Norden, und gerade diese Gefäße mit der stark betonten Schulter sind es, deren Einfluß sich später weithin nach dem Osten und Süden verfolgen läßt.

Verrät diese Keramik damit einerseits ihre Wurzel in Westeuropa, so zeigt sie anderseits nicht minder deutlich, was das Entstehen von etwas Neuem aus jener Wurzel veranlaßt hat. Die straffen Formen und die sprechenden Verzierungen auf dem Hauptteil der Gefäße lassen keinen Zweifel, daß die Kürbis- und Ledergefäße im Norden durch korbgeflochtene abgelöst sind und daß dann diese hauptsächlich das Vorbild für die beginnende Keramik abgegeben haben. Durch die Umsetzung in die Korbschale wurde die alte gebogene Kürbiswandung

¹⁾ Was davon an Originalen noch vorhanden ist, besitzt das Provinzialmuseum zu Hannover; weit mehr Stücke weisen aber die Zeichnungen des Grafen auf, die sich bei den Fundprotokollen in demselben Museum befinden. Dankenswerter Weise hat Gummel diese Zeichnungen fast alle in Eberts Reallexikon unter „Megalithgrab“ (Bd. VIII Taf. 25—28) veröffentlicht.

von selbst straffgezogen. Die Wandung war nun hergestellt aus grundlegenden Horizontalstreifen mit übergeflochtenen Vertikalfäden. Der Rand des Gefäßes mußte durch sorgfältige Flechtung besonders gesichert werden (XXIV 1, 4). Gelegentlich wurde eine Bodenplatte angefügt und an die Wandung festgenäht. Henkel wurden in der Weise angebracht, daß man ihre Enden mit auseinanderstrebenden Linien in der Wand des Gefäßes verlaufen ließ. Dies alles deutet, wie heute allgemein anerkannt wird, auf Korbflechterei als Vorbild. Es ist auch bei der klaren, ausführlichen und unverfälschten Sprache der Megalithkeramik un schwer zu verstehen. Man tut aber gut, sich deren Grammatik und Wortschatz einzuprägen, um nachher in den abgeschwächten und entarteten Idiomen, die uns in verschiedenen Gegenden begegnen werden, die Muttersprache wiederzuerkennen. Vorherrschend ist die einfache Horizontal-Vertikal-Ornamentik, hervorgerufen durch die üblichste Struktur des Korbgebildes. Vielfach wird sie aber in der Megalithkeramik schon in abgefürzter Form dargestellt, gewissermaßen malerisch gesehen: man zeichnet nur ein Bündel Vertikallinien und in einigem Abstände davon wieder ein Bündel, die dazwischengehörigen Horizontalen läßt man aus, wie wenn das Gefäß in seitlicher Beleuchtung gesehen wäre, wo nur die Vertikallinien sich durch Schatten markieren.

Bei der Flechtung kommt es vor, daß man, um an bestimmten Stellen größere Festigkeit oder auch bloße Abwechslung im Muster zu erzielen, von der senkrechten Führung des Fadens in eine schräge übergeht. Auch diese Übung ahmt die Ornamentik gelegentlich nach. Die Henkel der Gefäße, die immer kurz und dick sind, zeigen häufig eine Verzierung, wie sie entsteht, wenn man mehrere Halmbündel — so wie heute einen Haarzopf — übereinanderflacht.

Die Technik, in der die Verzierungen angebracht sind, ist regelmäßig der Tiefstich. Mit einem meist mehrspitzigen Hölzchen ist Stich neben Stich gemacht, und man erkennt häufig, daß die Spitzen des Hölzchens so gestellt sind, daß gleich durch einen Einstich der Eindruck von mehreren übereinander laufenden Fäden hervorgerufen werden sollte. Bei weniger sorgfältiger Behandlung ist auch ein einfacher „Surchenstich“ angewendet, indem das Holz in fortlaufender Linie rasch weitergeführt wird. Bei gut erhaltenen Gefäßscherben ist die eingetiefte Verzierung mit einer weißlichen Masse, wie man durch chemische Untersuchung festgestellt hat, Knochenasche, gefüllt; diese Füllung ist wohl regelmäßig angewendet worden.

Die nordwestdeutsche Tiefstichkeramik hat sich durchaus nicht so weit verbreitet wie die Megalithgräber, zu denen sie gehört. Sie ist stark vertreten in Dänemark und Südschweden, ist hier aber schon stark untermischt mit einer einfacheren, anscheinend von der Köfenmöddinger Keramik stammenden Gattung, der „Kammkeramik“, die sich auch an der deutschen Ostseeküste entlang, durch ganz Finnland findet (Abb. 69b) und sich durch Nord- und Mittelrußland bis nach Sibirien hineinzieht. Während sodann die Megalithgräber noch vielfach in der

Mark und der Ufermark beobachtet sind und auch die nordischen dickwandigen Flintbeile sich hierher erstrecken, tut es die Tiefstichtkeramik nicht oder nur spärlich. Sie hat zwischen Elbe und Weichsel die Vorherrschaft einer von der mittleren Elbe und Thüringen ausgegangenen Gefäßart überlassen, die andere Formen, andere Verzierung und andere Ziertechnik hat, der sogenannten Schnurkeramik.

Wie sehr diese Schnurkeramik mit den neuen kleinen Hügelgräbern auch in das Gebiet der Megalithkeramik selbst eingedrungen ist, werden wir alsbald sehen. Im ganzen Ostseegebiet aber hat die Megalithkeramik immer einigen westeuropäischen Einfluß behalten. Als Nachkömmlinge des alten Lederstils erscheinen in Schleswig-Holstein und Dänemark die „Trichterrandbecher“ mit einer Verzierung „in elegantem Stil“, wie man in Kopenhagen sagt, und in Danzig eine Amphora ganz in Leder gedacht und glänzend poliert, die abstammen von dem Michelsberger Tulpenbecher (Taf. XII d).

Der Trichterrandbecher, aus westeuropäischem Geschlecht im Norden geboren, hat sich ein gutes Stück nach dem Osten und Südosten verbreitet; wir finden ihn in Pommern und Westpreußen, in Schlesien und Südpolen.

Die thüringische Schnurkeramik

Die nächste selbständige Nachbarin der nordischen Megalithkeramik ist die Thüringische Schnurkeramik. Sie wird so genannt, weil ihre Verzierungen vielfach mit Schnüren eingedrückt sind. Sie findet sich in Steinstifen- oder entsprechend in Holz hergerichteten Gräbern, die gewöhnlich mit Steinen umpackt und dann von einem Erdhügel überschichtet sind. Die Leichen liegen fast immer in Hoderstellung (vgl. Taf. XXXI). Die Hauptformen der Keramik sind eine bauchige Amphora und ein geschweiften Becher. Beide zeigen nur wenig Variationen nach Form und Verzierung. Die Amphora (XXIV 5) ist in der Regel gegen 20 cm hoch und an der weitesten Stelle ebenso breit, sie hat kurzen Hals, Standfläche und am Bauchknick zwei oder vier vertikale Henkel, die, kurz und dick, nur für das Durchziehen einer Schnur bestimmt sind. Die Verzierung beschränkt sich, ebenso wie bei den Bechern, auf die obere Hälfte des Gefäßes. Das pflegt sich regelmäßig zu finden bei keramischen Gattungen, die ursprünglich, weil sie unten rundlich abschlossen, in einen Untersatz gestellt wurden.

Die Verzierung besteht immer in ausgesprochenen Flechtmotiven. Der Hals trägt horizontale, die Schulter gewöhnlich in Abständen gesetzte Vertikallinien. Diese haben zuweilen Fischgrätenmuster, zuweilen sind auch die freien Flächen zwischen den Vertikallinien („Metopen“) von gekreuzten Linienbündeln gefüllt.

Die Becher wechseln in ihrer Form von dem weich geschweiften Michelsberger Typus (XII e) zu dem scharfgeschnürten Tulpenbecher (XII d), und häufig setzt ein kurzes, rundliches Unterteil scharf ab gegen einen langen ausgeschwun-

Die thüringische Schnurkeramik

genen Hals (XXIV 8). Die Verzierung beschränkt sich auch hier auf Hals und Schulter. Am Halse besteht sie immer aus dichten Flechtssystemen, auf der Schulter aus herabhängenden Fransen oder Dreiecken.

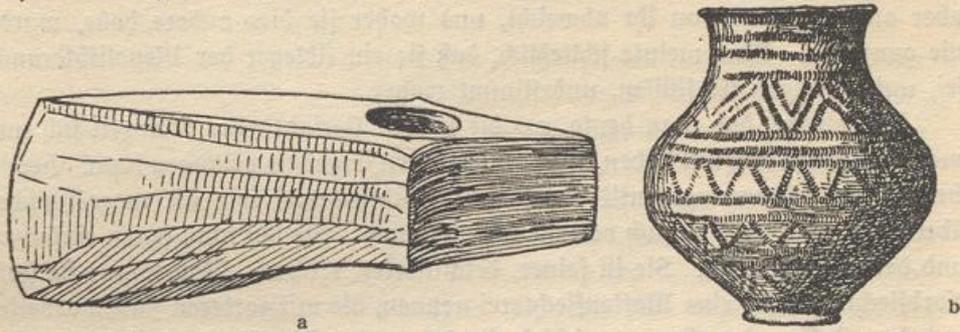


Abb. 76. Facettenbeil und Schnurgefäß aus Thüringen. a $\frac{2}{3}$, b $\frac{1}{4}$.

Es gibt neben diesen beiden Hauptformen nun ein paar andere: zylindrische Becher oder besser gesagt Büchsen, und ovale Becken, beide mit Deckeln; aber diese Nebenformen bleiben immer ganz spärlich gegenüber den Amphoren und geschweiften Bechern. Die hohen zylindrischen Büchsen sind oft ganz mit Ornament bedeckt, und dieses zeigt dann aufs deutlichste, wie es ganz auf Korbflechterei beruht. Vier Linienbündel, die sich oben über dem Deckel kreuzen, gehen lang am Gefäße herunter, an ihnen bilden sich auch naturgemäß die Schnurösen zum Durchziehen von Tragfäden. Die Zwischenräume sind gefüllt mit Querlinien, meist einfachen horizontalen, zwischen denen aber häufig ein breites Zickzackband ausgespart ist (XXIV 6).

Eine besondere Form bietet das Gefäß Abb. 76 b, das wir abbilden, weil es Beziehungen bis nach Troja hat.

Die Schnurkeramik findet sich merkwürdigerweise nur in Gräbern; noch keinerlei Siedlungen mit ihr sind weder in Thüringen noch in Süddeutschland, wohin sie sich stark ausgebreitet hat, beobachtet worden. Es scheint, daß sie einem Jäger- und Fischervolke angehörte, das keine festgebauten Häuser besaß. Vergesellschaftet ist mit ihr ein „facettiertes Beil“ mit Schneide auf der einen, Hammerplatte auf der anderen Seite, offenbar eine Waffe (Abb. 76 a). Dazu wird uns bei diesem Volke auch Bogen und Köcher vor Augen geführt. Ein großes Steinkistengrab bei Göhlitzsch, Kreis Merseburg, hat auf seinen Wandplatten reichen Schmuck im Stile der Schnur- und Kössener Gefäße, der entschieden einen Stoffbehang vorstellen soll. Dabei ist auf einer Platte (Taf. XXVI) links ein großer Köcher gezeichnet mit Pfeilen darin und dem Tragbände hoch im Bogen darüber; über der Mitte der Platte aber, horizontal fast ihre ganze Länge einnehmend, ein Bogen mit Sehne, und zwar im abgespannten, ausruhenden Zustande: die Enden sind aufgebogen und die Sehne ist infolgedessen schlaff; sobald man sie nach unten böge, würde die Sehne gestrafft werden.

zö zu *die Bogen*

Die Schnurkeramik ist bisher immer das große Fragezeichen inmitten der sie umgebenden Kulturen gewesen. Man sah, daß sie in der Ornamentik starke Verwandtschaft mit der norddeutschen Megalithkeramik hat, daß sie in anderem aber auch erheblich von ihr abweicht, und woher sie dies andere habe, wurde nie ganz klar. Man meinte schließlich, daß sie ein Ableger der Megalithkeramik sei, unter einigen Einflüssen, unbestimmt woher.

Mir scheint, daß man heute, wo die frühen Perioden der Steinzeit sich uns mehr und mehr enthüllt haben, zu einem besseren Ergebnis gelangen kann. Gewiß beruht die Schnurornamentik ebenso auf Korbflechtereie wie die megalithische, aber sie ist doch nicht einfach von ihr übernommen. Sie hat nicht jenen einfachen und derben Charakter. Sie ist feiner, detaillierter, reicher. Man könnte sie statt Korbflechtereie eher eine Mattenflechtereie nennen, die mit zarteren Säden arbeitet und den Aufbau des Ganzen nicht so stark betont. Die Wandplatten des Göhlischer Grabes, die ganz mit den Motiven der Schnurkeramik verziert sind, wollen doch entschieden einen Mattenbehang vortäuschen. In feiner Flechtereie oder Weberei ist diese Ornamentik entstanden, und die Keramik hat sie dann, um ähnliche Konstruktion vorzutäuschen, übernommen.

Aber noch stärker als in der Verzierung spricht sich der Unterschied zwischen Megalith- und Schnurkeramik aus in den Formen der Gefäße. Die Megalithkeramik hat als Hauptstücke die Schüssel, den rundlichen Napf und den Schulternapf. Gerade diese fehlen aber in der Schnurkeramik völlig, und dafür sind umgekehrt ihre Hauptformen, die bauchige Amphora und der geschweifte Becher, der Megalithkeramik fremd. Bei Fragen der Abstammung kommt es immer auf die Formen an, die Verzierungen können leicht durch diesen oder jenen Kulturwind daraufgeweht sein. Die Formen sagen aber hier, daß Schnur- und Megalithkeramik ganz verschieden sind. Die Megalithkeramik zeigt Gebilde, die ursprünglich wohl von Westeuropa angeregt, sich doch rasch selbständig gemacht haben. Die Schnurkeramik aber ist nur zu verstehen, wenn man sich vor Augen hält, daß wir in Thüringen mit einer langen Vorblüte paläolithischer Kultur zu rechnen haben. Was in Westeuropa eine bestimmte keramische Formenwelt erzeugte, hat es auch in Thüringen getan. Die Schnuramphore und der Schnurbecher haben ihre nächsten Verwandten in der Michelsberger Keramik. Hier wie dort hat die Verwendung des Leders diese weich geschwungenen Gefäße geschaffen. Die weite Entfernung der beiden Kulturhauptplätze darf uns nicht irremachen, nachdem wir die sichereren Beziehungen zwischen dem Paläolithikum Südfrankreichs und der mittleren Donau durch die „Venus von Willendorf“ kennengelernt haben. Bei der Amphora ist besonders die Form mit der hohen, fast wagerecht abstehenden Schulter, die sich früh in Thüringen, wie auch im Bernburger und Rössener Stile findet (XXVIII 2), für die Verwandtschaft mit dem Michelsberge charakteristisch. In bezug auf den „Schnurbecher“ haben gewissenhafte Leute immer gewarnt, daß man ihn ja nicht verwechseln möge mit dem „Glockenbecher“ von Westeuropa.

Diese andauernd nötigen Mahnungen sind allein schon ein Beweis, wie nahe die beiden Stücke einander stehen. Die Mahner haben aber recht, die Becher sind in der Tat nicht einer aus dem anderen entstanden, sondern nur jeder auf einem ganz gleich vorbereiteten Boden.

Die Schnurkeramik ist, wie schon gesagt, in Thüringen verbunden mit Höckerbestattungen, während sich die Wohnungen ihrer Besitzer bisher nicht erkennen lassen. Das bildet beides eine weitere Verknüpfung mit dem Paläolithikum. Die Höckerlage ist die Schlafstellung des Südens (s. oben S. 26) oder allgemein eines warmen Klimas, in dem man auf der Erde schläft, keine Bettstelle benutzt. Sie läßt sich bis ins Aurignacien, vielleicht sogar noch weiter zurückverfolgen, der Megalithkultur des Nordens ist sie aber durchaus fremd. Und die unbestimmte, im Freien nicht nachweisbare Wohnung ist ebenfalls eine Eigentümlichkeit der älteren Steinzeit, deren Völker von Jagd und Fischfang lebten, sich leichte Hütten bauten und die festen Häuser der späteren Ackerbauzeiten noch nicht kannten.

Die Schnurkeramik hat sich mit ihren Begleiterscheinungen nach verschiedenen Richtungen stark ausgebreitet, besonders nach Süddeutschland, wo Schliz sie in der Heilbronner Gegend am aufmerksamsten beobachtet hat; auch er mit dem Ergebnis, daß sie nur in Gräbern und nicht in Siedlungen festzustellen ist. Schliz hatte sich die Ansicht gebildet, daß die in Süddeutschland altheimische Bandkeramik — die wir gleich kennenlernen werden — mit ihrer Ackerbaukultur die Täler inne hatte, während die von Norden zugewanderten Schnurkeramiker als streifende Jäger die Höhen bevölkerten. In Spuren findet sich die Schnurkeramik westlich bis an den Rhein und südlich stärker in die Schweiz hinein. Im Norden ist sie nach Dänemark gedrungen und weiter nach England, wo sie in der Bronzezeit eine reiche Nachblüte gezeitigt hat, besonders in der Verzierung der im Westen ja schon heimischen geschweiften Becher¹⁾. Kräftig ist sie auch im Osten vorge drungen. In der Mark ist sie die älteste nachweisbare Töpferei. In Böhmen und Mähren steht sie kameradschaftlich neben den einheimischen Stilen. In Polen scheint sie mit der Kugelampfore den Vorrang zu haben, in Cucuteni bei Jassy hat sie sich noch in Spuren gefunden und ganze Gefäße ihres Stiles gibt es von Kiew in der Ukraine (unten Abb. 85). Bis nach Troja und Mykene geht der Einfluß, wie wir nachher sehen werden, und der thüringische Krug XXIV 7 kann als der Großvater der Dipylon-Kanne und =Amphora bezeichnet werden.

Die Ausbreitung gerade solcher keramischen Eigentümlichkeiten ist nicht ohne Völkerbewegung zu denken. Geräte und Waffen wandern leicht im Handel, aber die zerbrechlichen Töpfe werden nicht weit hin exportiert, sie pflegen ein Produkt der Scholle zu sein. Die Schnurkeramik ist überall, wo wir ihr begegnen, begleitet von einem besonderen Steininstrument, dem „facettierten Beil“. Gerade solch

¹⁾ Abercromby, A study of the Bronze age pottery of Great Britain and Ireland. Oxford 1912.

gemeinsames Auftreten deutet auf Volkswanderung und nicht bloße Handelsverbreitung.

Das Zentrum für all diese Ausstrahlungen ist aber ohne Zweifel Thüringen. In Thüringen ist die Schnurkeramik zu Hause, wie die Megalithkeramik in Nordwestdeutschland und die Bandkeramik in Süddeutschland. Was von diesen beiden andern Stilarten in Thüringen sich findet, kann immer nur Import, auf das Einheimische aufgelegt, und folglich jünger als dieses sein. Der vielfache Streit, was älter sei, die Megalith-, die Schnur- oder die Bandkeramik, muß immer unter dem Gesichtspunkte betrachtet werden, um welche Gegend es sich handelt. Der einheimische Stil ist immer früher da als die importierten. So ist im Norden die Megalithkeramik älter als die Schnurkeramik, in Süddeutschland aber die Bandkeramik älter als die Ausläufer von Megalith- und Schnurkeramik, die zu ihr gelangen.

Beginn der Indogermanisierung

Mit der Schnurkeramik ist eine besondere Grabform verbunden: ein kleiner Rundhügel mit Einzelgrab; und wo dies Hügelgrab im Gefolge der Schnurkeramik auftritt, da darf man sicher sein, daß nicht bloß die Thüringer Kultur, sondern auch die Thüringer Leute gewandert sind. Das Grab ist durchweg so angelegt, daß man eine Grube aushob, um die Leiche von Bohlen umhegt oder in einem Baumsarge hineinzubetten; darüber folgte erst eine starke Packung von Feldsteinen und dann der Erdmantel, der — wenigstens im Gebiete der Megalithkultur — nicht flach zum Boden hinabließ, sondern von einem Stein- oder Pallsadenkranz abgestützt war, so daß das Ganze erschien als eine flache Trommel mit einem Kegeldach darüber.

Mit diesem Grabe hat die Schnurkeramik sich besonders nach drei Seiten hin auffallend stark ausgebreitet: nach Norden in den Megalithkreis, nach Südwesten zu den Pfahlbauern und nach dem Osten und Südosten über Polen, Böhmen, Ungarn nach dem Balkan und bis nach Griechenland und Kleinasien.

Dr. Dittmann hat kürzlich 150 dieser Grabhügel in Nordwestdeutschland vom Rhein bis zur Elbe und von der Nordsee bis zum Main nach guten Fundprotokollen geprüft und eine übereinstimmende gleichmäßige Verbreitung gefunden. Die ältere Form hat noch die Steinkammer, dann vereinfacht sich die Anlage mehr und mehr. Die Abb. 77 a entspricht Gräbern von Medelstadt Kr. Lehe und Dirhammen Kr. Lauterbach in Oberhessen; Abb. 77 b solchen von Rehlingen Kr. Lüneburg und Haimbach Kr. Alsfeld (Oberhessen); Abb. 77 c solchen von Lichtenau und Pömbßen Kr. Büren und Schwarz Kr. Schleusingen¹⁾.

Was diese Ausbreitung zu bedeuten hat, erfahren wir zuerst und am deutlichsten im Norden. Schon 1889 konnte Johanna Mestorf von Kiel ihrem Freunde

¹⁾ K. H. Dittmann, Unterj. 3. Gesch. d. ält. Bronzezeit Nordwestdeutschlands. Ungedruckte Hamburger Dissertation.

Rudolf Virchow 38 dieser Gräber melden, noch ohne ihre Fremdartigkeit zu verstehen. Nachher ergab sich bei Lüneburg, bei Zeven, in Schleswig-Holstein und Mecklenburg, in Holland und Dänemark immer deutlicher, daß es sich um eine

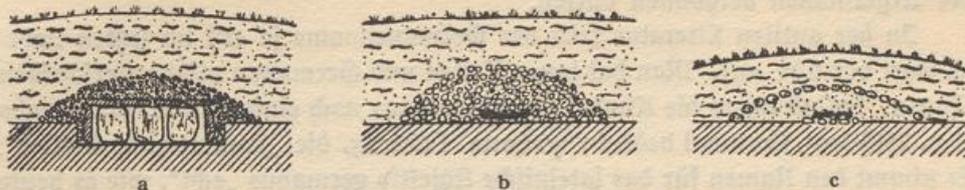


Abb. 77. Perioden des Einzelgrabes unter Hügel in Nordwestdeutschland.
Nach Dittmann.

große Thüringische Einwanderung in der letzten Steinzeit handelte und zwar um ein sich Einschleichen meist friedlicher Art. Auf der jütischen Halbinsel sind die Megalithbauern in den Marschen an der Ost- und Westküste unbehelligt geblieben; die neuen Ankömmlinge haben sich als Jägervolk auf dem mittleren waldigen Geestrüden des Landes niedergelassen. In Mecklenburg zeigen die Gräber von Ostorf am Schweriner See die Vermischung der Thüringer mit den Megalithleuten: Jagdzeichen wie Pfeilspitzen und zahlreiche Tierzähne liegen zusammen mit Megalithkeramik und neben den breiten alten Schädeln die schmälern neuen. Denn dieses ist von besonderer Wichtigkeit: Die Schnurkeramik ist mit den schmalsten Langköpfen verbunden, die es überhaupt in der Steinzeit gibt. Die Megalithkultur hatte keineswegs solche aufzuweisen, ihre Schädel haben die echte Cromagnonform mit breitem fast viereckigen Gesicht und von mäßiger Länge, die Thüringischen haben das schmale, hohe Gesicht und den ausgebauten Hinterkopf, wie er heute als das Kennzeichen der echten nordischen Rasse gilt. Dieser Kopf ist offenbar erst durch die Thüringische Einwanderung in den Norden gebracht und hat sich dort in den bis dahin schwach besiedelten Gebieten der Lüneburger Heide und Schleswig-Holsteins besonders stark ausgebreitet. Bis heute ist dies Verhältnis zu erkennen: Westfalen ist schon während der letzten Eiszeit frei gewesen und so vom Westen her schon stark in Anspruch genommen, während nachher Ostthannover und Schleswig-Holstein, als sie siedlungsfähig wurden, für das nahe Thüringen in erster Linie in Betracht kamen. Daher herrscht in Westfalen der Cromagnon-Typus so einheitlich, daß man ihn für Deutschland den „fälischen“ genannt hat.

Nach dieser Thüringerinvasion hat Norddeutschland in der Folgezeit keinerlei Bevölkerungszug mehr erhalten. Es ist in seiner menschlichen Zusammensetzung nicht mehr verändert worden und hat sich auch in den Grundzügen seiner Kultur nur wenig von außen her beeinflussen lassen. Daraus ergibt sich, daß das, was viel später erst mit dem Namen „Germanen“ bezeichnet wird, am Ende der Steinzeit schon fertig dasteht. Am nächsten standen die Megalithleute und die Thüringer einander von Hause aus in Deutschland und in Europa; es hat wohl

Thüringen sich auch schon an der ersten Besiedlung des eisfrei gewordenen Nordlandes beteiligt. So werden wir einen guten Teil, wenn nicht den Hauptteil des Germanischen schon den reinen Megalithleuten zutrauen und ihnen den Namen der Urgermanen vergönnen dürfen.

In der antiken Literatur tritt der Germanenname ja erst im letzten Jahrhundert vor Chr. auf. Man hat lange Kelten und Germanen nicht unterscheiden können. Sallust nennt die Kimbern und Teutonen noch einfach Galli, und Strabo (7 p. 290) sagt, Germani bedeute γνήσιοι Γόλκτες, die „stammrechten Gallier“. Er nimmt den Namen für das lateinische Adjektiv germanus „echt“, wie es heute noch viele tun¹⁾. Bei Caesar tritt aber schon deutlich hervor (b. g. 1. 31, 2. 4), daß eine Reihe von linksrheinischen Stämmen den Namen führen, und nach Tacitus (Germ. 2) haben die Tungern, als sie dereinst den Rhein überschritten, ihn bereits gehabt. Es gibt nicht wenige germanische Namen vom Stamme Germ —: Germo, Germenulf, Germenburg, Germenberga, Garmangabis (suebische Göttin)²⁾, und auch für das Illyrische hat Ed. Norden sie jetzt nachgewiesen: Germus, Germanus, Germullius, Germulla³⁾. Aus solch einem Sippen- und Stammnamen muß der allgemeine Volksname entstanden sein.

Nun waren aber auch jene süddeutschen Kelten den Germanen nächstverwandt. Denn der zweite Zug, den die Thüringer unternommen hatten, galt den Pfahlbauern in Südwestdeutschland, mit denen sie sich nun ähnlich verschmolzen wie mit den Megalithleuten in Norddeutschland. Vorher hatte hier die alte westeuropäische Rundhütte geherrscht und die Michelsberger Keramik. Jetzt brachten die Schnurkeramiker ihre Kultur und sie brachten auch Leute mit, die von der Megalithkultur beeinflusst waren, die Rössener, und die nun das Vorhallenhaus einführten, das damit am Federsee wie am Bodensee heimisch wurde⁴⁾. (Abb. 23.)

Der dritte große Zug der Thüringer und auch dieser schon gemeinsam mit den Megalithleuten und ihrem Vorhallenhaus ging gegen Osten, und zwar sowohl nach Nordosten an die Ostsee und von da die Oder und Weichsel hinauf, wie auch südöstlich durch Böhmen, Mähren nach Ungarn und dem Balkan. Von ihm wird nachher noch ausführlich die Rede sein. Er hat im Nordosten die ungermanischen Bandkeramiker verdrängt und das Land bis zur Weichsel den Germanen erobert, und nach dem Südosten so stark gewirkt, daß noch bei Cherson und Odessa Schnurkeramik sich findet und Homer für Griechen und Trojaner kein anderes Grab kennt als das Einzelgrab unter dem Hügel.

¹⁾ Gnomon 1934 S. 260 ff. (Felix Hartmann).

²⁾ R. Much, Sitz.-B. der Wien. Akad. 195. 2 (1923).

³⁾ Ed. Norden, Altgermanien 1934 S. 261 ff.

⁴⁾ H. Reinerth: Das Pfahldorf Sipplingen am Bodensee 1932 S. 47 ff.